

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

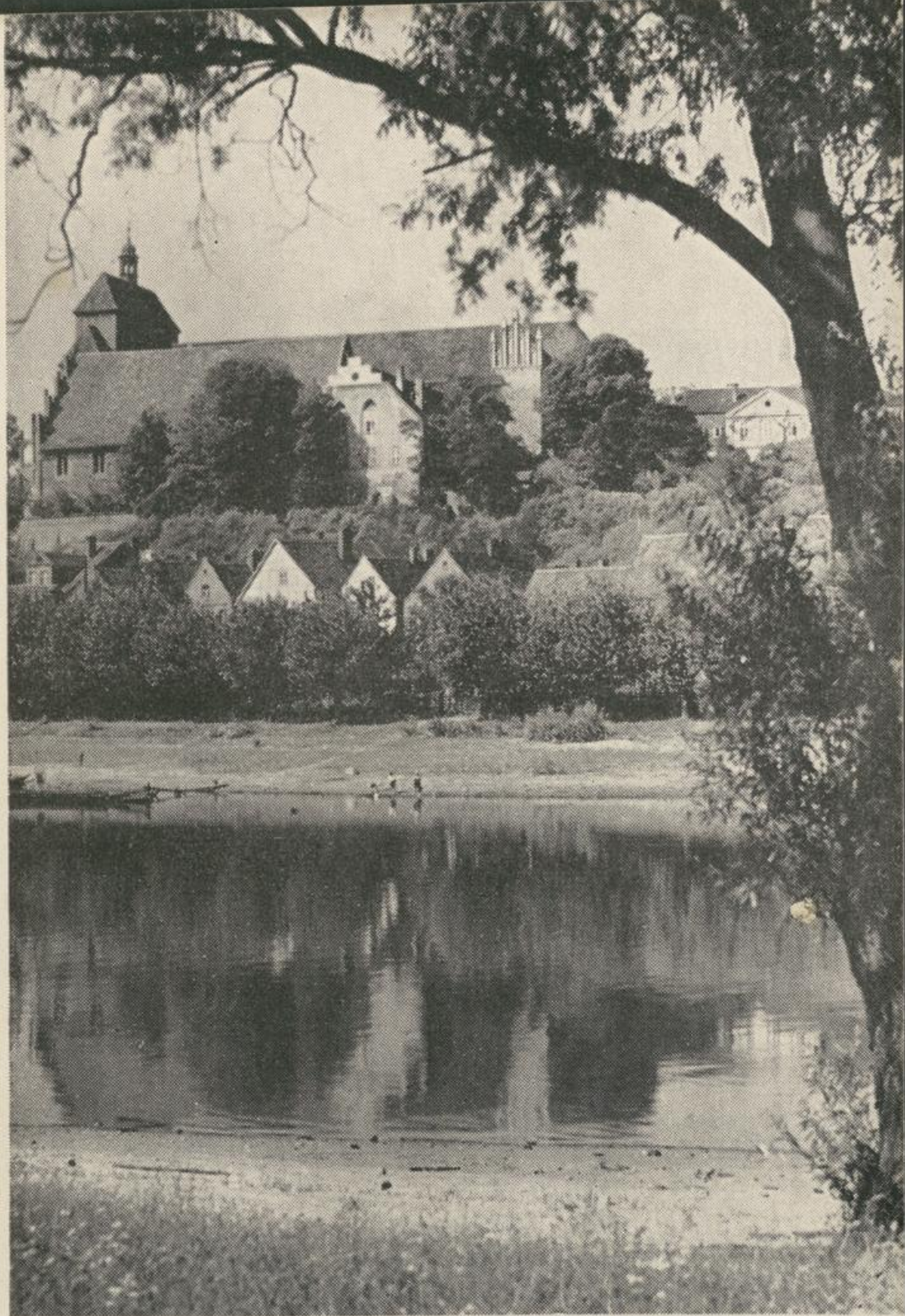
Unsere Heimat 1957

6 (1957)

6

HEIMAT

Unfere



P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Wignitz



Junge Pioniere
Pastell

Lieber Leser,

wir erbitten für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit.

Ein neues Heft legen wir in Ihre Hände, und wir hoffen, Ihnen, wie schon so oft, eine Freude zu bereiten. Inzwischen sind in zusammenhängender Folge 27 Hefte herausgegeben worden, eine stattliche Reihe. Einige Lastwagenladungen Papier waren dazu nötig,* aber auch viele fleißige Hände und vor allem Köpfe.

Wir freuen uns, daß sich so viele Menschen finden, die ihr Können und Wissen zur Verfügung stellen, zumal diese Arbeit in uneigennütziger Weise geschieht. Auch für dieses Heft sandten unsere Heimatfreunde wieder eine Fülle von Material, und wir freuen uns besonders, daß darunter Artikel und Abbildungen sind, die zeigen, welche Erfolge auch wir in unserem Kreise mit der Arbeiter-und-Bauern-Regierung errungen haben. Gewiß, es ist nur einiges, was hier geboten werden kann, der Platz der kleinen Schrift würde auch nicht reichen, all das aufzuzählen, was beispielsweise auf dem Gebiet der Kultur und der Volksbildung geleistet wurde.

Wir wissen selbst, was erreicht wurde — und ist es nicht schön, wenn man sagen kann: „Sieh her, das schufen wir, Du und ich!“

Das Erreichte fiel uns nicht in den Schoß, wir haben fleißig arbeiten müssen; auch daran sei erinnert.

Wir wissen, daß wir noch mehr schaffen werden, noch viel mehr schaffen werden — deshalb geben wir unsere Stimme den Kandidaten, die in vielen Vorstellungen und Diskussionen mit der Bevölkerung gelobten, rastlos für die Verbesserung unseres Lebens zu wirken.

Kreisleitung des Kulturbundes

zur demokratischen Erneuerung Deutschlands — Perleberg

Redaktionskommission des Kreises Perleberg

WIR STELLEN ABGEORDNETE VOR:



Der Schriftsteller Erwin Lademann, Wittenberge, wird vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisleitung Perleberg, als Kandidat für den Kreistag Perleberg vorgeschlagen.

Der heute 34jährige ist nicht immer Schriftsteller gewesen. Nach einer kaufmännischen Lehre finden wir ihn als Angestellten, als Bauhilfsarbeiter in Bremerhaven, als Verkaufsstellenleiter beim Konsum, als Kunsterzieher in der Pionierorganisation und schließlich als Redakteur.

Der Drang zum Schreiben bewegte ihn schon als Kind. Nach dem Zusammenbruch Hitlerdeutschlands geht er ernsthaft an diese Arbeit, die er mehr und mehr als Berufung empfindet.

1953 erscheint sein erstes Buch „Öffnet die Tore“. Dieses noch als Versuch zu wertende Werk macht ihn über die engere Heimat hinaus bekannt. In der „Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren“ beim Schriftstellerverband wird er mit dem Handwerklichen dieser Arbeit vertraut.

1954 und 1955 erschienen zwei weitere Bücher; auch ist er unseren Lesern als Mitarbeiter unserer Zeitschrift bekannt geworden. Inzwischen hat Erwin Lademann sein Studium am Institut für Literatur in Leipzig beendet.

Auf unsere Frage, was ihn zur Zeit am meisten beschäftigt, antwortete er:

„Im Augenblick novellistische Stoffe und die Frage, wie ich mehr Zeit zum Schreiben finde.“

Wir schätzen Erwin Lademann als Menschen, der fähig und bereit ist, kulturelle und besonders künstlerische Probleme zu vertreten.



Werner Schulze ist seit 1950 vom Kulturbund nominiertes Abgeordneter im Parlament der Kreisstadt Perleberg.

In dieser Zeit hat er, besonders auch als Stadtverordnetenvorsteher, eine positive Tätigkeit ausgeübt.

Als Kreisschulrat ist er natürlicherweise an der Entwicklung der Volksbildung interessiert. So hat er zum Beispiel bei der Einrichtung und Ausgestaltung des Internats der Goethe-Oberschule in Perleberg maßgeblichen Anteil.

Sein Bestreben ist es, das kulturelle Leben in unserer Stadt zu fördern und dazu Menschen zu gewinnen, die berufen sind, auf diesem Gebiet tatkräftig mitzuwirken.

Die Ortsgruppe Perleberg des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands hat Bundesfreund Schulze und mit ihm die Bundesfreunde Gemeinhardt und Fürstenberg als Kandidaten für das Stadtparlament Perleberg benannt.

Haus der Jungen Pioniere Perleberg

Für viele Jungen und Mädels unseres Kreises, Junge Pioniere und Schüler, wurde dieser Name in den letzten Jahren zum Begriff für frohe Stunden, Wanderungen, Lager, Arbeitsgemeinschaften, Märchennachmittage, Ringfrei-Sendungen und Sportveranstaltungen, alles wechselte in bunter Reihenfolge.

Während eine Gruppe im Kinosaal eine interessante Märchenveranstaltung erlebt, holen sich andere Kinder aus der Bücherei ein gutes Jugendbuch, lernen andere auf dem Hof einen neuen Volkstanz, bastelt eine Arbeitsgemeinschaft am neuesten Flugmodell. So bunt und vielseitig, wie die Interessen der Kinder sind, sind auch die Möglichkeiten zur sinnvollen Beschäftigung im „Haus der Jungen Pioniere“.

Ein Blick in die Räume des Hauses überzeugt uns davon, daß unsere Arbeiter-und-Bauern-Regierung alles Erdenkliche für unser wertvollstes Gut, für unsere Kinder, bereithält. Dadurch werden sie auch außerhalb der Schulzeit erzogen und betreut.

Für die Beaufsichtigung der Kinder stehen ausgebildete Kräfte zur Verfügung, die ihnen helfen und sie erziehen. Viele haupt- und ehrenamtliche Pionierleiter haben sich schon vom Haus der Jungen Pioniere Rat und Materialien geholt, um die Jungen Pioniere ihrer Schule noch besser betreuen zu können. Zelte, Paddelboote, Sportgeräte, Musikinstrumente und Fotoapparate sind einige der Dinge, die laufend an Schulen und Pionierfreundschaften verliehen werden.

Für die Pflege und Erhaltung dieser Einrichtungen sind jährlich bedeutende Mittel erforderlich, die aber durch die hellen und lachenden Kindergesichter wieder aufgehoben werden.

Die Mitarbeiter des Hauses der Jungen Pioniere Perleberg wünschen sich für ihre weitere Arbeit noch mehr Unterstützung durch die Lehrer und Eltern — unsere Kinder werden es ihnen danken.



Foto: Weckmüller

Haus der Jungen Pioniere, Perleberg

Vom billigen Wohnungsbau in Hohenofen im Jahre 1800

Im Jahre 1800 brannten in H o h e n o f e n , in dem noch die Silberschmelze für den Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. arbeitete, zehn Häuser und die Kirche nieder. Die Not war groß, und der „leutselige“ König ließ Taler rollen für den Neubau — der Kirche. Nach seinem Willen sollte eine große Kirche entstehen, um den Arbeitern ein Obdach — für den Gottesdienst zu schenken.

Dieser Aufbauplan gefiel jedoch den Arbeitern nicht, die bei fremden Leuten beengt in einer Stube hausen mußten. Doch was halfen ihre Reden und Bitten!

Große Materialhaufen häuften sich vor der Baustelle. Jeden Abend konnten die Dorfbewohner auf große Stapel schauen. Doch am Morgen? — — —

Die Kirche stand, aber auch die Wohnhäuser der Arbeiter standen. Billig war das Material für den Aufbau der Arbeiterhäuser. Ohne es zu wissen, hatte es der König bereitgestellt.

Im Sommer besuchte der König seine Silberschmelze, und beim Anblick der neuen Kirche rief er erstaunt aus: „Ist das die Kirche, die mich soviel Geld gekostet hat?“

Kommen wir heute an der Hohenofener Kirche vorüber, können wir sein Erstaunen verstehen.

Als Brecht starb, war Trauer in der Welt. Als die Tränen versiegt waren, wußten alle, er ist durch sein Werk unvergänglich. Sein Theater spielt, seine Stücke werden in vielen Ländern aufgeführt. Seine Gedichte gehen von Mund zu Mund. Von Brecht reden Generationen.

Das, was Horst Wessel hieß, bekleckste ein sauberes Papier mit dreckigen Worten und starb. Es wird nicht einmal vermißt.

Herr von Brentano, wenn Sie es wagen, Brecht mit dem da auf eine Stufe zu stellen, so geben Sie sich endgültig Ihren Platz.

ERWIN LADEMANN

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Fortsetzung

Was erschwerte aber noch die Arbeit?

So stand in einem Bericht an die Reichsbahndirektion Schwerin: „An Stoffen mangelt es, insbesondere an Blech in den Stärken von 1 bis 4 mm, Paß- und Maschinenschrauben aller Abmessungen, Federn- und Unterlagscheiben, Dichtringe für Elemente und Luken, Überwurfmutter, Splinte, Bolzen und Buchsen für Bremsen, Gußtöpfe für Kolbenringe, Dichtringe für Kolbenstoffbuchsen, Gelenkbolzen.

Das wären die hauptsächlichsten fehlenden Stoffe, die uns die Arbeit bedeutend erschweren.

Aufschweißungen und Paßrechtmachung aller dieser Teile erfordert bedeutend Mehrarbeit und gestaltet die Arbeit unwirtschaftlich.“

An einer anderen Stelle im Bericht las man u. a. Erfreuliches: „Der Allgemeinzustand der baulichen Anlagen hat sich im Jahre 1948 bedeutend gebessert. Die Dächer konnten rechtzeitig neu gedeckt werden, und sämtliche Fenster sind verglast. Die Motorspritze erhielt einen besonderen Aufstellungsort durch Anbau am Lokschuppen.

Die Werkstatt für elektrische Unterhaltung wurde aus einem abgebrannten Schuppen neu errichtet.

Eine Lehrlingswerkstatt wurde im Lokschuppen I eingerichtet.

Die Wasch- und Umkleieräume, das Pförtnerhaus und die Lokleitung erhielten neuen Anstrich.

Insgesamt, die Werkanlagen sind winterfest, und jeder Arbeitsplatz erhält genügend Tageslicht.“

„Mehr Licht!“ forderten die Eisenbahner zur Verhütung von Unfällen. Wenn die Stromabschaltungen auch schon weniger geworden waren, so war es mit der Beleuchtung im allgemeinen noch schlecht bestellt. Im Bedarfsfall lieferte ein Notstromaggregat eine gewisse Strommenge.

Die Elektriker mit ihrem Meister Könning waren unermüdlich und beseitigten Schwierigkeiten.

Im zugeteilten Arbeitsgebiet, das 31 Bahnhöfe umfaßte (auch der Prignitz) waren:

2 km Hochspannungskabel
97 km sonstige Kabel
424 km elektrische Leitungen
234 St. Elektromotore
12 St. Hochspannungstrafo
160 St. gewöhnliche Trafo
4 St. Notstromaggregate
8500 St. Brennstellen

zu unterhalten.

8500 Brennstellen erforderten 8500 Glühlampen. Der Jahresbedarf betrug 5800 Stück, geliefert wurden aber nur 2200 Stück.

Glühlampen konnte man nicht selbst anfertigen, und so blieb mancher Raum und mancher Platz im Dunkeln.

Nach einer Erhebung waren:

Arbeitsplätze und Räume zu 35 Prozent erleuchtet;
Bahnsteige, Ladestraßen und Werkstätten zu 62 Prozent erleuchtet;
Gleisanlagen, Großräume und Bekohlungsanlagen zu 46 Prozent erleuchtet.

Bei hundertprozentiger Beleuchtung wären weniger Unfälle, weniger Diebstähle, und die Eisenbahner könnten insgesamt besser arbeiten. Der Befehl 234, der den Auftakt zu den Leistungssteigerungen gab, leitete über in den Halbjahresplan 1948.

Auch in der gesellschaftlichen Arbeit vollzog sich eine Umstellung. Die Betriebsräte wurden aufgelöst und die Betriebsgewerkschaftsleitungen gewählt. Hierdurch wurde die Leistungsarbeit auf breite Schultern verteilt.

Nun begann eine intensive Arbeit in den einzelnen Kommissionen. Eine breite Wettbewerbsbewegung leitete die Organisationskommission ein.

Die Lohnkommission begann mit der Entwicklung von Leistungsnormen. Die Kulturkommission arbeitete weiter erfolgreich mit der Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“. Es wurde außerdem noch eine Gesangsgruppe gebildet.

Die Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“ begleitete den Ausstellungszug der Reichsbahndirektion durch den Reichsbahndirektionsbezirk Schwerin und auch nach Berlin.

An 46 Besichtigungstagen wurde der Ausstellungszug von ca. 20 000 Personen besucht.

An 24 Abenden wurde außerdem auf 19 Bahnhöfen, wie in Schwerin, Rostock, Güstrow, Wismar, Berlin usw. das selbstverfaßte Stück „Befehl 234 im Bw Wittenberge“ gespielt. Beim Landeswettbewerb der Laienspielgruppen im Juni in Potsdam konnte die Gruppe den dritten Preis erringen. Zum Jahresschluß erhielt sie wiederum vom Ministerium für Kunst und Volksbildung des Landes Brandenburg für bisher geleistete Arbeit eine Geldprämie.

Die Sozialkommission wurde auch täglich erfolgreicher. 1836 Bezugscheine für Bekleidung, Schuhe und Industriewaren wurden den Leistungen entsprechend verteilt.

Außerdem gab es Sachprämien von Schuhen und Bekleidung. Die Schuhmacherwerkstatt besserte 1425 Paar Schuhe aus.

An zusätzlichem Essen wurden

47 939 A-Essen

61 045 B-Essen

von der Betriebsküche verausgabt.

Die Essenportionen bestanden aus folgenden Lebensmitteln:

Kartoffeln	18 745 kg
Gemüse	13 295 kg
Brot	10 898 kg
Nährmittel	4 228 kg
Fleisch	796 kg
Fett	160 kg

Außerdem wurden 168 835 Stück Zigaretten verteilt.

Mit Befehl 300 wurde für das Lokomotivpersonal Zusatzverpflegung gegeben.

Für diese Zusatzkarten konnte man kaufen:

Brot	5053 kg
Nährmittel	1263 kg
Fleisch	1011 kg
Zucker	253 kg

Außerdem erfolgte ab November 1948 auch eine Zigarettenzuteilung von 25 645 Stück.

Auch die Beschaffung von Waschmitteln hatte sich verbessert. 2379 Stück Arbeitsschutzbekleidung wurden kostenlos gereinigt und 595 Stücke in der Schneiderstube ausgebessert.

Auch die Frauen- und Jugendkommission begann, wenn auch noch zögernd, mit ihrer Arbeit.

Der Hennecke-Tag im Bahnbetriebswerk

Die Leistungen des Häuers Adolf Hennecke vom 13. Oktober 1948 gaben auch den Lokomotivpersonalen Ansporn zu Aktivistenleistungen.

Am 25. November 1948 beförderte die Lok 57 2225 Personal Berns/Selhuse den Zug 19750 von Wittenberge nach Schwerin mit 1384 t Last fahrplanmäßig ohne Anstände.

Am 26. November 1948 folgte die Lok 57 - 2720 mit 1395 t.

Zum Hennecke-Tag der Eisenbahner wurde von der Reichsbahndirektion Schwerin der 29. November 1948 erklärt.

Die Ergebnisse:

1. Der Betriebslokpark war	= 97,5% einsatzfähig
2. Regelbesetzung	= 100 %
3. Schnellste Lokbehandlung	= 45 Min.
Längste Lokbehandlung	= 70 Min.
Durchschnittszeit	= 58 Min.
4. Tagesleistung der Lokomotive 38 2260 im Reisezugdienst	= 520 km
5. Tagesleistung der Lokomotive 57 2139 im Güterzugdienst	= 311 km

Das waren Erfolge, mit denen man sich sehen lassen konnte. Die Schwerlastbewegung wurde dann weiter entwickelt und erreichte bis zum 31. Dezember 1948 folgenden Stand:

Mit Überlast wurden befördert:

Strecke Wittenberge—Neustadt/Dosse	= 14 Züge
Strecke Wittenberge—Schwerin	= 51 Züge
Strecke Wittenberge—Neustréltz	= 18 Züge
z u s a m m e n :	83 Züge

Die beförderte Überlast betrug bei diesen Zügen insgesamt 13 725 t.

Durch diese Neuerermethode wurden in der kurzen Zeit 13 Züge mit einer durchschnittlichen Auslastung von 1056 t eingespart.

Fortsetzung folgt



Foto: Reinhard Sauer

Perleberg, Am Rathaus

Die Franzosen in Kyritz

Schulze-Kersten zum Gedächtnis

Fortsetzung

Als der Wagen, auf dem die beiden Verurteilten, Schulze und Kersten, die beiden Kutscher Kohse und Balzer sowie zwei nassauische Soldaten saßen, auf dem „die Teichstücken“ genannten Acker vor dem Hamburger Tore der Stadt Kyritz angekommen war, stand das Exekutionskommando schon bereit. Den Verurteilten wurde noch einmal ein kurzer Auszug aus dem Urteil vorgelesen, dieses Mal wahrscheinlich in deutscher Sprache. Dann wurden ihnen die Augen verbunden, und sie mußten niederknien. Man erzählt, daß sich der Bäckermeister Balzer dem Offizier vor die Füße geworfen habe und sein ganzes Vermögen geboten hätte, wenn man die unschuldig Verurteilten am Leben ließe. Das war natürlich vergebens, der Hauptmann hatte nichts zu entscheiden, sondern nur Befehle auszuführen, selbst das Sondergericht war sicherlich schon mit dem Befehl nach Kyritz gekommen, ein „Exempel zu statuieren“ und zwei Kyritzer Bürger zum Tode zu verurteilen.

Dann ertönte aus deutschem Munde das Kommando „Gebt Feuer“, denn Deutsche waren die Schützen wie die Opfer, die Auftraggeber — und die Kugeln aber waren französisch.

Kersten wurde durch die Schüsse sogleich getötet, der arme Schulze hingegen bewegte sich noch. Ein Nassau-Usinger trat an ihn heran, schoß ihm ins Herz und soll die Worte gesprochen haben: „Aus Liebe, du unschuldiges Blut, will ich dir zum Tode helfen“.

Als sich am Morgen das Gerücht von der Bluttat in der Stadt verbreitete, schickte der Postmeister sogleich einen Wagen, der die Leichen abholen sollte. Französische Dragoner verhinderten das jedoch und schickten den Wagen zurück. Die Leichen wurden ohne Sarg am Ort der Erschießung begraben, jede Ausschmückung der Grabstelle wurde verhindert und den Angehörigen das Tragen von Trauerkleidung untersagt. Dieser Justizmord sollte so schnell wie möglich vergessen werden. Daß dies nicht geschah, ist das Verdienst des Oberpredigers Dr. Bauer, der 1845 alle noch erreichbaren

Dokumente sammelte und die nicht mehr sehr zahlreichen Zeugen des Ereignisses befragte. Dr. Bauer stellte fest, daß das betreffende Aktenstück aus dem Stadtarchiv verschwunden war und im Landesarchiv die Akten als unwichtig vernichtet worden waren. Im Kirchenbuch ist dagegen noch heute die Eintragung zu lesen, daß die Toten wegen Verbindung mit dem Feinde, das heißt also mit ihren eigenen Landsleuten, getötet worden seien. Bald nach der Hinrichtung kamen die Franzosen wieder und brachten ein anderes Urteil, weil das erste angeblich zu viele orthographische Fehler enthalte. Da hiervon aber bereits Abschriften gefertigt waren, konnte Dr. Bauer beide Urteile später veröffentlichen. Die Ausführung des Befehles muß wohl in Berlin bei den höheren Kommandostellen der französischen Armee erhebliches Mißfallen erregt haben, der Präsident des Sondergerichts, Le Preux, mußte das erpreßte Geschenk von 600 Talern zurückzahlen und soll sehr bald nach dieser Gerichtsverhandlung plötzlich verstorben sein.

1846 erschien ein Büchlein, in dem Dr. Bauer das zusammengetragene Material veröffentlichte. In wenigen Exemplaren ist das Heft noch heute vorhanden und diente allen späteren Veröffentlichungen als Quelle. Durch den Verkauf der Hefte und eine öffentliche Sammlung wurden damals 1500 Taler aufgebracht, die zur Errichtung eines Denkmals ausreichten.

Am 7. April dieses Jahres versammelten sich einige Hundert Bürger an diesem Gedenkstein zu einer Feier. Die Räte des Kreises und der Stadt, die VdgB und der Kulturbund legten Kränze nieder und der stellvertretende Bürgermeister schilderte in einer Ansprache die damaligen Ereignisse und wies darauf hin, daß uns alle heute viel grausamere Waffen bedrohen, die fremde Machthaber unsern westdeutschen Brüdern in die Hände zwingen.

„Ach, es waren Deutsche, welche den französischen Befehl zur Ermordung der Kyritzer Schlachtopfer vollzogen“, so schrieb Dr. Bauer 1845 und knüpfte an diese Worte den Wunsch, daß Deutschland endlich eine Einheit werden möge, denn nur dann könne solcher Brudermord verhindert werden. Wie wahr ist dieses Wort noch heute.

Das diesjährige Bassewitzfest, das wegen der Wahlvorbereitungen nicht im Juni, sondern erst Anfang September stattfinden wird, soll dem Gedenken an Schulze und Kersten gewidmet sein, die Festplakette wird ihre Namen tragen. Mir wurde der ehrenvolle Auftrag zuteil, ein Heimatspiel zu schreiben, das diese Ereignisse aus der Geschichte der Stadt Kyritz schildert. Das Spiel trägt den Titel: „Saat des Sturmes“, denn auch mit dieser Gewalttat säte Napoleon einen Wind und erntete 1813 den Sturm, der ihn hinwegfegte. Das Spiel wird unter der Regie von Walter Timm bereits einstudiert. Tausende aus allen Teilen unseres Vaterlandes werden es sehen, und allen soll das Spiel zum Bewußtsein bringen, welche Gefahren ein Krieg für jeden, aber auch für jeden von uns mit sich bringt.



Kindergarten Gerdshagen

Am 8. Mai 1956 wurde in Gerdshagen, Kreis Pritzwalk, der obige Kindergarten eröffnet, der mit einem Kostenaufwand von 150 000,— DM erbaut und ausgestattet wurde. 146 000,— DM wurden von der Regierung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates zur Verfügung gestellt. Die werktätige Bevölkerung der Gemeinde Gerdshagen schuf im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes Werte im Betrage von ca. 4000,— DM. 36 Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren werden von zwei Kindergärtnerinnen in vorbildlicher Weise betreut. Ihre Mütter, werktätige und LPG-Bäuerinnen, können in Ruhe, befreit von ihren Sorgen um das Wohlergehen ihrer Kinder, ihrer friedlichen Arbeit nachgehen. Für den Auf- und Ausbau des Kindergartens haben sich die Gemeindevertreter, die Eltern und an ihrer Spitze der Bürgermeister Schmigelski eingesetzt und dadurch mit das Vertrauen und die Anerkennung der Einwohner ihrer Gemeinde gefestigt und gestärkt. Bei den Wahlen zu den Gemeindevertretungen am 23. Juni 1957 werden wir solchen Gemeindevertretern, die für den Frieden, die Einheit unseres Vaterlandes, für den Fortschritt und für den Aufbau des Sozialismus eintreten, unsere Stimme geben.

HOLZHÜTER, PRITZWALK

Gedanken zum Schulneubau Berge

Vor mir liegt eine alte Akte, schon vergilbt vom langen Lagern in einer vergessenen Ecke des Bodens. Sie stammt vom 16. April 1811. Da schreibt der Pfarrer und Ortsschulvorsteher Kirchner zu Berge an den Herrn Superintendenten: „Das Lehr- und Wohnzimmer in Gr. Berge ist von solch beschränktem Raume, daß der Schullehrer bei offener Türe seinen Platz auf der Türschwelle nehmen mußte und die Kinder zusammengeschoben sitzen mußten. In nächstvergangenen Herbst ist die Besichtigung des Schulhauses vom Herrn Patron und den Gemeinden geschehen und beschlossen worden, in diesem Frühjahr ein Lehrzimmer in dem Haus zu errichten. Ich habe den Herrn Major von Winterfeld auf Karwe schon zum öfteren erinnert, das wenige Holz, das zum Bau erforderlich ist, zu liefern, aber es ist bis jetzt vergebens gewesen.“ So sah es einmal aus in Berge, Bresch, Neuhausen und auf dem Lande weit und breit. Lehr- und Wohnzimmer waren eins, nahmen noch Webstuhl, Spinnrad und den offenen Herd mit seinem Schwibbogen in sich auf. „Zusammengedrängt in der Wohn- und Lehrstube wird der tätige Geist durch die Ausdünstungen der Familie und Schulkinder, auch zuweilen des jungen Viehs, in dem so engen Raume niedergedrückt“, heißt es bei der Visitation des Schullehrers Jährling in Klesste. Wenn der Staat und der adlige Patron so wenig für die Schule übrig hatten, was sollte man dann von der Gemeinde erwarten, die ihrem Lehrer Landnutzung und Weidehütung streitig machte. Damit konnte man nicht der „guten Sache“ dienen, zu der sich 1812 von Winterfeld konventionell bereiterklärte. Damit gemeint war die gute Sache der Volksbildung, aber im März 1814 wird über ihn berichtet: „Vom Patron ist keine Spur zu finden“. So mußte der Lehrer zum Büttel seiner Gemeinde werden und sein Schulbetrieb zum gehaßten Fremdkörper, der den Bauern die Hütejungen und familieneigenen Arbeitskräfte entzog. Der „guten Sache dienen“, wie schön hört sich das an, wenn der Lebensunterhalt nicht ausreicht, wenn er die niedrigsten Küsterdienste leisten muß, wenn er sich durch Begräbnissen und nebenamtliches Schneiderhandwerk das tägliche Brot erst verdienen muß. War das eines Schulmeisters würdig, wenn aus Mangel an Vorbildung er selbst kaum rechnen und schreiben konnte? Und das war so. Unser lieber Friedrich Nehlsen, der als Schneidergeselle

aus Güstrow 1802 in Perleberg am 11. Oktober gerade seine Lehrerprüfung abgelegt hatte, wurde nochmals von dem Ortsprediger Kirchner auf Herz und Nieren geprüft, daß er schreibt: „Ich bin erstaunt über ihn, da er gar nicht rechnen konnte, es in so kurzer Zeit bis zur Regula de Tri gebracht zu haben. Ich werde ihn im Schreiben und Rechnen noch ferner unterrichten wie auch im Katechisieren.“ Ja, mit solch einer Lehrerprüfung, die aus einem Diktat mit 54 Wörtern besteht, einer Additions- und Multiplikationsaufgabe, würden unsere Kinder schon im dritten Schuljahr fertig werden.

An alles dieses mußte ich denken, an alle die alten Lehrer der ehemals ein-klassigen Berger Landschule, die vom dreißigjährigen Kriege bis 1945 uns namentlich bekannt sind, ich muß denken an das strohgedeckte Küsterhaus mit seinen gekalkten Fachwerkwänden, welches mit dem Kirchengrundstück so eng verbunden war, wenn ich heute den monumentalen Neubau der modernen Zentralschule emporwachsen sehe. Bis 1816, durch zwei Jahrhunderte waren Lehr- und Wohnzimmer ein Raum, dann wurde beides getrennt. 1906 entschloß man sich zu einem Neubau aus Backstein, und 50 Jahre später, am 1. September 1956, wird der erste Spatenstich zum neuen Schulbau getan. Der Kampf um das nötige Land wie um den Bau selbst war nicht leicht, aber von Erfolg gekrönt. Keine andere Zeit, keine andere Regierung hätte auch bei dieser dringendsten Notwendigkeit dieses Projekt in Angriff genommen. Der in vier lokal getrennten und zum Teil gemieteten Unterkünften stattfindende Unterricht war zu einer Unmöglichkeit geworden. Jetzt sehen wir den Bau wachsen, dessen Hauptflügel seinem Richtfest entgegengeht. Es ist ein moderner und prachtvoller Bau, mit langen Fluren, sonnigen Klassenräumen, großer Eingangshalle und wird mit allen modernen Mitteln ausgestattet sein. Heute wissen wir als Kollegen der Zentralschule, daß dieses Projekt nicht Papier geblieben ist, sondern der Bauzeichnung entsprechend zur Ausführung gelangt. Wir wissen, daß wir diese modern eingerichtete Arbeitsstätte unserer Arbeiter- und Bauern-Regierung zu verdanken haben und sind als Lehrer selbst angetreten, diesen Dank zurückzuerstatten, indem wir für Schule und Bevölkerung Sammlungen und Materialien aufbauen, mit denen wir zur Eröffnung der neuen Schule aufwarten möchten.

Chemie- und Physikraum, Werk- und Pionierraum werden es uns ermöglichen, den polytechnischen Unterricht in allen Zweigen und Disziplinen zu realisieren. Ein Schwimmbecken zur Vorschule des Schwimmens wird der rechten Flanke des Hauptflügels eingebaut. Aula, moderne sanitäre Anlagen, Aquarien und Terrarien, weiträumiger Spielplatz und vielseitigste Arbeitsmöglichkeiten werden den Unterricht für Lehrer und Schüler zur Freude machen. Vor uns schwebt das Bild des Schulgartens, wie wir ihn uns vorstellen. Wir werden ihn in Natur- und Kulturgarten teilen. Der Naturgarten nimmt die seltenen und aussterbenden Pflanzen unserer

Heimat auf, Kuhschelle, Lungenenzian, Schachblume, Kolbenbärlapp, Sonnentau, Rote Primel usw., aber auch Eibe, Hülsenbusch und Wacholder. Der Kulturgarten dient der Anzucht von Blumen, Gemüse, Kartoffeln, Körnerfrüchten, wobei die Maisversuche eine besondere Rolle spielen. Wetterkundliche Beobachtungen, Bodenuntersuchungen, Keim- und Düngungsversuche werden eingeordnet.

Die Brücke zum Patenschaftsbetrieb, der MTS, wird uns, wie schon oft, wertvolle Hilfe leisten. Dieser Schulneubau wird aufs beste dazu angetan sein, die ländliche Rückständigkeit gegenüber der Stadt in anschaulicher Weise aufzuheben. Wir werden diese Räume mit Leben füllen und die Liebe wecken zum Boden, den unsere Bauern bestellen, daß er wieder Heimatboden für die jungen Seelen werde, daß sie auch bei klugem Verstand und geschickter Hand nicht alle davonlaufen in die Stadt, sondern im ländlichen Bereich das gesellschaftliche Leben zur Blüte führen. Der Zentralschulbezirk Berge ist stolz auf seine neue Schule, wir Lehrer sind dankbar für die moderne Arbeitsstätte und die Kinder voll Erwartung, in diesen Räumen einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen.



Foto: Hans Retas, Perleberg

„Neue Mühle“ bei Perleberg

Auf neuen Fährten

Eine Betrachtung zur Erneuerung unserer Sprache

Mein Deutschlehrer sagte einmal zu meiner Mutter: „Nun ja, Ihr Sohn schreibt sehr gute Aufsätze, vor allem über selbstgewählte Themen, Erlebnisse, Beobachtungen, aber sonst —.“ Dieses ‚Sonst‘ bezog sich auf die üblichen Analysen literarischer Werke, die wir in der Schule lasen. Aber darauf will ich nicht hinaus. Ich will nur sagen, daß mir das Niederschreiben der zuerst genannten Themen nicht sonderlich schwerfiel. Dann trat ich in meinen selbstgewählten Beruf und war von da ab mehr als zwanzig Jahre lang Förster und Jäger — und Soldat, bis es mich vor einigen Jahren wieder danach drängte zu schreiben. Ich erinnerte mich meiner guten Schulaufsätze über die „selbstgewählten Themen“ und begann.

Doch die ersten Versuche mißlangen kläglich. Warum? Ja, das habe ich mich auch gefragt. Hatte ich meine damaligen Fähigkeiten inzwischen verloren? Oder hatte das gar nicht gestimmt, was der Deutschlehrer damals sagte? Das letztere glaubte ich nicht. Leider besitze ich heute keinen mehr von meinen angeblich so guten Schulaufsätzen, aber wahrscheinlich hatte ich damals urtümlicher geschrieben, Ausdrücke verwandt, die ich den Gesprächen meines Vaters, des Großvaters und der anderen Verwandten abgelauscht hatte, die sämtlich Förster und Jäger waren und bei ihren Erzählungen auf alles andere aus waren, nur nicht auf eine „Literatursprache“. Nach dieser Erkenntnis begann für mich ein ununterbrochenes Ringen mit dem so widerspenstig gewordenen Werkstoff des künstlerischen Schaffens und der dichterischen Aussage, der Sprache.

Mit großem Interesse las ich daher Günter Eberts Beitrag „Zum Sprachstil Erwin Strittmatters“ in Nummer 1/56 der „Neuen Deutschen Literatur“, und ich muß Günter Ebert recht geben, wenn er dort sagt: „Die Sprache einer jungen Welt wächst mit dem Wort im eigentlichen Sinne: dem Verbum“. Wie sehr die Sprache mit dem Verbum wachsen kann, zeigt uns ja Erwin Strittmatter in geradezu frappierender Weise, wobei er, wie Günter Ebert sagt, „zum sprachlichen Fundament zurückgräbt“ und „mit dem Einfachen, Ursprünglichen, Naturverbundenen zaubert“.

Nachdem ich Günter Eberts Artikel einigermaßen verdaut hatte, unternahm ich folgendes Experiment:

Ich zählte zunächst die Zahl der Verben auf meinen Manuskriptseiten nach und verglich mit Erwin Strittmatter. Das Ergebnis? Ich hatte Strittmatter gar nicht so selten noch um etliche Verben überflügelt. Zahlenmäßig! Doch als ich meine so überaus stattliche Strecke überschaute und wiederum mit Erwin Strittmatter verglich, da mußte ich neidlos anerkennen, daß am Ende dieses großen Jagens nicht ich der Jagdkönig war, sondern er. Wohl hatte ich neben zahlreichen Hasen und Karnickeln auch gar manchen Bock geschossen, aber Erwins Strecke zierten neben einigen unscheinbar grauen Hasen etliche kapitale Hirsche und wehrhafte Keiler, rotrückige Füchse und buntschillernde Fasanen, blauköpfige Wilderpel und vor allem manch seltsames Getier, das mir zwar auch da und dort auf meiner Pürsch begegnet war, das ich jedoch nicht zu erlegen gewagt hatte, weil ich es nicht für „jagdbar“ hielt. Das aber waren nun gerade die besonderen Glanzstücke seiner reichen Beute. Wo hatte er sie her? Nun, ich sagte schon, auch ich hatte schon dann und wann ihre Fährte gekreuzt. Nur hatte ich den Schuß nicht gewagt. Erwin aber tat es, und ich glaube, wir alle sollten es ihm darin nachtun, sollten zurückgraben zum sprachlichen Fundament, um, „von diesen Quellen gestärkt, dem entkräfteten Sprachleben Impulse zuzusetzen“, wie Günter Ebert sagt.

Wenn wir uns nun fragen, welches diese Quellen sind, die unserem entkräfteten Sprachleben neue Impulse zuzusetzen vermögen, die es uns ermöglichen, unsere Sprache reicher, anschaulicher, bildhafter und farbiger zu machen, dann werden wir durch Goethe auf die Sprache des Volkes hingewiesen, der diese Sprache sehr kühn in seinen „Götz von Berlichingen“ hineinnahm. Bekanntlich sagte auch Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“, man solle „den Menschen auf dem Markt aufs Maul sehen“, und Jean Paul schreibt in der „Vorschule der Ästhetik“:

„Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpferwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache.“

Von einer dieser Adern möchte ich sprechen, von der Handwerkssprache, die uns sicherlich einen reichen sprachlichen Vorrat anzubieten hat. Nun sind mir nicht alle Handwerkssprachen gleichermaßen geläufig, daß ich aus jeder genügend Beispiele anzuführen vermag, um zu zeigen, wie unerschöpflich der Quell ist, aus dem unsere Sprache sich immer wieder auffrischen kann und muß. Ich will mich daher auf die mir geläufigste beschränken, die Weidmannssprache, die mit ihren fast 2000 Ausdrücken noch weit reicher ist als beispielsweise die Seemanns- oder die Bergmannssprache, und die mir daher besonders geeignet erscheint, unsere so jämmerlich verarmte Sprache zu bereichern, da sie so überaus plastisch und bilderreich ist.

Zwar wird sich nicht jeder Ausdruck der Weidmannssprache (wie auch anderer Handwerkssprachen) willig in unsere Umgangssprache einfügen oder übernehmen lassen, doch gibt es andererseits eine so große Zahl von Ausdrücken aus allen Handwerkssprachen, die schon längst zu unserem allgemeinen Sprachschatz gehören, wie zum Beispiel der aus der Bergmannssprache stammende Ausdruck „schürfen“. Wieviel „tiefschürfende“ Untersuchungen stellen wir doch dauernd an. Laßt mich nun also aus der Weidmannssprache einiges herausschürfen, das ich des Herausschürfens für die Sprachbereicherung für Wert erachte, ohne dabei auch nur annähernd erschöpfend sein zu können oder zu wollen.

Daß nicht nur Hirsche „durch die Lappen“ gehen können, dürfte wohl bereits hinlänglich bekannt sein. Diese „Lappen“ sind an lange Schnüre geknüpfte bunte Fähnchen, mit denen man früher Waldteile „einlappte“, damit das Wild, vor diesen flatternden Fähnchen zurückschreckend, den betreffenden Revierteil nicht verließ. Dennoch ist es immer wieder geschehen, daß das Wild diese Lappen nicht respektierte und dann eben „durch die Lappen“ ging, wobei es „flüchtig wurde“, Gräben und Zäune „überfiel“ oder „überfloh“. In dem panischen Schrecken, der dabei besonders „krankgeschossenes“ Wild ergriff, konnte es auch vorkommen, daß es auf seiner Flucht Bäume und dergleichen „anfloh“. Häufig flüchtet das Wild auch, wenn es vom Jäger „Wind bekommt“, ein Ausdruck, der ebenfalls bereits allgemein gebräuchlich geworden ist. Ist das Wild solchermaßen über Berg und Tal davon, so kann man wohl getrost die Jagd „abblasen“, wie es hin und wieder auch mit anderen Veranstaltungen geschehen soll, wenn zum Beispiel der Referent nicht erschienen ist.

Oder ein anderes Beispiel: Ein Vogel fliegt fort. Welche Möglichkeiten bietet uns nun die Weidmannssprache, um diesen einfachen Vorgang zu schildern? Der Jäger kann zum Beispiel sagen: Von einem Gewässer „stehen die Enten auf“ oder aus einem Rübenschlag die Rebhühner. Größere Vögel, wie Adler, Birk- und Auerhähne, Reiher usw., „streichen ab“, „reiten ab“ oder „schwingen sich aus“, letzteres, wenn sie auf Bäumen „gefußt“ hatten. Fliegt ein Vogel fort, ohne an seinen gewohnten Aufenthaltsort zurückzukehren, so „verstreicht“ er. Tut er es schließlich doch, dann „schwingt er sich ein“, der Auerhahn „steigt zu Baume“ oder „tritt zu Baume“, Raubvögel „haken auf“ (ein sehr treffender Ausdruck, wenn man an die scharfen „Fänge“ denkt), Enten und Rebhühner „fallen ein“. Läßt sich ein Raubvogel jedoch nicht auf einem Baume sondern auf Fels und Stein nieder, dann sagt der Weidmann, er „blockt auf“.

Sind dies nicht alles recht bildhafte Ausdrücke, die durchaus nicht nur von Jägern verwandt zu werden brauchen? Nehmen wir aber weitere Bewegungsarten des Wildes. Wenn das Wild, meinethalben ein Rudel Hirsche oder eine Rotte Schwarzwild, von seinen Äsungsplätzen auf den Feldern wieder in den Wald „zurückwechselt“, sagt der Jäger, es „zieht zu Holze“.

Aber warum sollen nicht auch Bauern, Waldarbeiter oder Förster „zu Holze ziehen“, wenn sie dort zu tun haben? Warum soll nur der gesunde, kräftige Hirsch „gut auf den Läufen“ sein und nicht auch der alte Krause von gegenüber, der erst kürzlich seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hat und immer noch recht rüstig ist, also noch ganz „gut auf den Läufen“? Oder ist er doch schon etwas „lauflahm“?

Wer von uns hat nicht schon die Spur eines Fuchses im frischgefallenen Schnee (bei der „Neue“) gesehen, deren einzelne Tritte sich wie auf eine Schnur gezogen aneinanderreihen? Ja, der Fuchs „schnürte“ dort entlang. Anderes Wild, dessen einzelne „Trittsiegel“ mehr oder weniger von einer gedachten Mittellinie nach links und rechts abweichen, „schränkt“ mehr oder weniger stark, was meist von der Schwere des Wildkörpers abhängt. Ein Gewässer „durchrinnt“ der Hirsch, das Reh, die Sau und alles andere Wild, das „Schalen“ an den „Läufen“ hat. Und wenn das Wild sich zur Ruhe niederlegt, dann „tut es sich nieder“, die Sau „schiebt sich ein“ in einen Kessel oder ein Lager. Ist für das Wild jedoch Gefahr im Verzuge, dann „wird es hoch“, es „sichert“, „wirft auf“ oder „verhofft“ im Weiterstreiten, der Hase „fährt aus der Sasse“ und „schlägt Haken“, um seinen bedrohten Balg zu retten, der Fuchs „fährt ein“ in seinen Bau, und der Dachs „verklüftet sich“ dort, wenn ihn die Dackel bedrängen, der Marder „holt auf“ und „baumt weiter“, Rehe „springen ab“ und „schrecken“ dabei, womit ich bereits bei den Lautäußerungen des Wildes angelangt bin.

Wenn balzende Birkhähne „kullern“, warum nicht auch der Truthahn? Wenn der im Eisen festsitzende oder ausweglos in die Enge getriebene Fuchs böse „keckert“, warum sollte man diesen Ausdruck nicht auch auf eine ähnliche Lautäußerung eines Menschen übertragen können, etwa auf ein boshaftes Gekicher, woher der Ausdruck zweifelsohne abgeleitet ist.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Tätigkeit des Weidmannes. Er „hängt einer Fährte nach“, wenn er dem Hunde an der langen Leine folgt, und er „schnallt“ den Hund, wenn er ihn frei suchen oder hetzen läßt. Der Jäger „vergrämt“ das Wild, wenn er sich unvorsichtig oder ungeschickt benimmt und dadurch das Wild verscheucht. Nun, wie oft wurde nicht auch ein Mensch durch ein entsprechendes Verhalten seiner Mitmenschen „vergrämt“. Und wer hätte nicht schon selbst einmal „einer Fährte nachgehungen“, vor allem wir Schriftsteller, wenn wir ein Wort, einen Ausdruck, ein Bild suchten?

Abschließend noch einige Beispiele, die die besondere Schönheit der Weidmannssprache wie auch die große Liebe des Weidmannes zu aller lebenden Kreatur deutlich machen. Der Jäger kennt kein Maul und keine Schnauze, sondern einen „Fang“, ein „Geäse“ oder selbst beim Wildschwein ein „Gebrech“. Der Hirsch säuft auch nicht, sondern „schöpft“. Ja, selbst für die unaussprechlichsten Tätigkeiten des Tieres hat der Weidmann noch weit appetitlichere Bezeichnungen als sie mancher Mensch sogar auf seine Mit-

menschen anwendet, denn das Tier „löst sich“, wobei die „Losung“ zurückbleibt, es „häft“ oder „feuchtet“. Ist das alles nicht sehr schön und wert, unsere Sprache zu bereichern?

Darum auf, liebe Freunde, hängen wir weiter unermüdlich all den vielfältigen Fährten nach, die uns zu neuen, unerschöpflichen Quellen führen, von denen die Weidmannssprache neben vielen anderen kaum die unergiebigste sein dürfte.

Dazu „Hals- und Beinbruch“!

Unsere Heimatstube erzählt vom Leben unserer Vorfahren

Hausaufsatz des Schülers Hermann Steinmetzer

Zentralschule Cumlosen

Am 11. September besuchten wir unsere Heimatstube in Cumlosen, welche am 1. Mai d. J. dort eingeweiht worden ist. Sie erzählt uns über die Vögel unserer Heimat, deren Brutstätten und Eier, über die Schmetterlinge, aus der Vorgeschichte Cumlosens und über das Leben unserer Vorfahren. Die letzte Abteilung ist noch in zwei Unterabteilungen unterteilt: in Hausrat und Arbeitsgeräte.

Das Leben unserer Vorfahren war viel schwerer als das unsrige. Bei der Feldarbeit fehlten ihnen noch die modernen Maschinen und Geräte. Auch konnten sie sich nicht in den Omnibus setzen und zur Stadt fahren. Vor allem war die Feldarbeit sehr schwer.

Im Herbst oder Frühjahr wurde gepflügt und gesät. Man säte aber nicht mit der Drillmaschine, sondern mit der Hand. Mit einem Düngerstreukasten um den Hals warf man bei jedem Auftreten des linken Beines mit der rechten Hand die Körner auf das Feld. Damals wie auch heute säte man vorwiegend Roggen. Allerdings spielte damals der Flachs eine viel bedeutendere Rolle als heute.

War dann im Sommer die Ernte gekommen, bedeutete das für unsere Vorfahren Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, denn das Korn wurde mit der Sense abgemäht. Auch bei der Heuernte wurde das gesamte Gras mit der Sense gemäht. Hatte man das Korn in der Scheune, blieb es bis zum Winter unangerührt. Eine weitere Arbeit des Sommers war das Hüten des Viehes. Doch das machten nicht etwa die Bauern, sondern der Viehhirt, der oftmals auch Nachtwächter war. Frühmorgens blies er in sein

Horn, und alle Stalltüren wurden geöffnet. Das Vieh, meistens Kühe, Schafe, Schweine und z. T. Pferde, stürmte ins Freie und wurde auf die Weide getrieben. Als Hilfsmittel benutzten die Hirten selbstgeflochtene Peitschen. Diese bestanden aus einer Weidengerte und kunstvoll darumgeflochtenen Ziegenlederbändern, die auch selbst gegerbt waren.

Im Herbst kam dann die Obsternte. Man pflückte das Obst oftmals in selbstgeflochtene Wurzelkörbe, welche aus Kiefernwurzeln kunstvoll geflochten waren. Ein Maß, z. T. auch für Obst, war das Viert. Es faßte 24 Liter, also rund 24 kg.

Der Winter brachte für unsere Vorfahren die meiste Hausarbeit. Schon früh am Morgen, mit den Hühnern stand der Bauer auf. Der Dreschflegel wurde aus der Tennenecke geholt, und so rückte man dem Korn zu Leibe. Das Getreide wurde so hingelegt, daß die Ähren nach einer Richtung zeigten. Nun schlug man im Takt auf die Ähren. Hatte man diese Lage ausgedroschen, hob man das Stroh mit der Gaffel von den Körnern. Die Gaffel ist ein Vorläufer unserer Gabel. Sie ist praktisch nur eine Astgabel. Hatte man genug gedroschen, sonderte man die Spreu vom Getreide. Ganz zuerst ließ man den Wind durch die Tenne „pusten“, später entstanden schon die ersten Siebe. Das Getreide maß man mit dem Scheffel. Dieses Hohlmaß faßt etwa 55 Liter. Manchmal mahlte man das Getreide sogar zu Hause. Man maß das Mehl mit der Mehlmetze ab. Wer aber glaubte, jeder könne sein Maß machen, wie er wollte, der sah sich getäuscht: alle Maße, ob Viert, Scheffel, Mehlmetze oder Unzel, wurden laufend vom Gericht, das damals in Perleberg war, geeicht. Der Unzel (oder auch Desen) war der erste „Waagentyp“. Mit ihm wog man Gemüse, Fleisch und dergleichen mehr ab. Unsere Vorfahren buken sich auch das Brot selbst. Davon zeugt ein „Schwibbogen“, ein Ofen, der im Halboval gebaut wurde und in dem man sechs Brote zugleich backen konnte.

Die Winterabende waren langweilig, denn man konnte nicht ins Kino oder Theater wie heute. Auch gab es damals noch keine Versammlungen. Man mußte also die Langeweile mit Arbeit überbrücken. Und die gab es. Die Frauen saßen bis spät in die Nacht hinein am Webstuhl und webten, die Männer aber flochten jene Wurzelkörbe. Und das alles bei einer blakenden Olfunzel oder bei einer rußenden Petroleumlampe. Sehr interessant war auch der Hausrat unserer Vorfahren. So stand zum Beispiel bei jeder Mahlzeit buntes Geschirr auf dem Tisch. In jedem Haushalt war auch ein lederner Feuereimer vorhanden. Brach einmal im Dorf Feuer aus, so bildeten die Einwohner eine Kette. Der erste stand am Dorfteich, der letzte am Brandherd. Die Feuereimer liefen von Hand zu Hand. So bekämpfte man gemeinsam das Feuer.

An Hand zahlreicher Gegenstände in unserer Heimatstube läßt sich so das Leben unserer Vorfahren genau verfolgen. Es ließe sich so noch ein ganzes Buch darüber schreiben.

Die „Einsame Eiche“ im Lucheler Luch

*Einsam eine Eiche steht auf der weiten Flur.
Sturm, der durch die Krone weht, ließ so manche Spur.
Fest und unerschütterlich ragt der edle Baum,
Vielen Tieren mütterlich gibt er Saft und Raum.
Falk und Rabe, Kräh' und Specht auf dem Gipfel thront.
Mück' und Käfer schlecht und recht auf den Blättern wohnt.
Alle nimmt in seinen Schutz dieser Erdensohn.
Ohne Neid und Eigennutz; sieht nicht auf den Lohn.
Und er wendet sein Gesicht still dem Walde zu:
„Brüder, ihr verlaßt mich nicht!“ – Und das gibt ihm Ruh.*

So sang einst der Heimatforscher Heinrich Görs aus Läsikow seine Verse über die „Einsame Eiche“ am Rande des menschenfernen Rhinluchs. Gewiß gab und gibt es viele alte Eichen, die kaum Erwähnung finden, doch die „Einsame“ galt von jeher als Richtweiser für die Luchbauern und als Wahrzeichen der Unerschütterlichkeit und der Stärke gegen Naturgewalten und Gewaltherrschaft. Die Geschichte der „Einsamen Eiche“ ist wegen ihres Alters wenig bekannt. Sie hat vom Ausgang der slawischen Alleinbesiedlung bis zur markgräflichen Zeit über den Brand der Dörfer und der Bauernflucht im Dreißigjährigen Kriege bis zur Bauernbefreiung eine Zeitepoche überstanden, die selbst für eine Eiche etwas Außergewöhnliches bedeutet. Einst, vor etwa 800 bis 1000 Jahren, gehörte sie zum Baumbestand des nahen Zootzenwaldes, der damals seine Ausläufer bis an die Luchdörfer ausdehnte. Durch den starken Holzeinschlag hat jedoch der Zootzen im Laufe der Jahrhunderte viel von seinem urwaldmäßigen und unwegsamen Bestande eingebüßt und ist stark zurückgedrängt worden. Konnten doch alle Bauern zwischen Wusterhausen und der Temnitz „wie die dortigen vom Adel“ ihren Bedarf hieraus decken. Doch die aus dem Kahlschlag hergerichteten Wiesen- und Ackerflächen teilten sich die von Quaste, die von Bredow, die zu Landin und die zu Wagenitz untereinander, wobei es oftmals hart zugegangen sein soll.

Die Gegend hinter der grau in grau dahinfließenden Temnitz ist sagenumwoben und voll vom entstellten Aberglauben, sie gibt ihr dadurch ein beson-

deres Gepräge. Andererseits haben aber oftmals Überlieferungen und Bräuche die politischen Wirren und allen Wechsel der Zeiten überstanden. So soll auch jetzt noch in der Umgebung des Zootzens der Glaube bestehen, daß jeder, der nach Dunkelwerden im Walde hin falle, sich nicht wieder erheben dürfe, er müsse vielmehr den Wald kriechend verlassen. Das klingt bedenklich für manchen, vielleicht auch lächerlich. Aber sollte nicht die frühere Unwegsamkeit dieses Gebietes und die Scheu, es zu betreten, in diesem Volksglauben Ausdruck finden? Es ist durchaus möglich und der Volksglaube darauf zurückzuführen, daß der Zootzen einstmals das Heiligtum der semnonischen Germanen aufnahm, zu deren Feiern sich Abordnungen der einzelnen semnonischen Stämme, die durch gemeinsamen Kult dem Gotte Ziu verbunden waren, hier vereinten. Der römische Schriftsteller Tacitus berichtete im Jahre 98 n. d. Z. in seiner „Germania“ hierüber folgendes: „Zu bestimmter Zeit kommen in einem durch den Vätern zuteilgewordenen Götterzeichen und durch alte ererbte Scheu geheiligten Wald alle Völker desselben Blutes, vertreten durch Abgesandte, zusammen und feiern durch ein öffentliches Menschenopfer die schaurige Weihe eines barbarischen Brauchs. Es genießt der Hain noch eine andere Ehrfurchtsbezeugung: Niemand betritt ihn anders als mit einer Fessel gebunden, damit bekundet er die eigene Ohnmacht und Gottes Macht. Trifft es sich, daß einer hin fällt, so ist Aufheben oder Aufstehen unzulässig, am Boden wälzen sich solche hinaus.“ Tacitus übermittelte zwar nicht, wo dieses Semnonenheiligtum gewesen sein soll. Doch nach dem überlieferten Volksglauben in den Luchranddörfern darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß dieser Brauch einer geheiligten Sitte Jahrhunderte überdauert hat. Verschiedene Ringwälle damaligen Ursprungs im Innern der Zootzen zeugen noch heute von der einstigen Größe des Semnonentums.

Nicht unbekannt dürfte den Luchbauern ihre Flurbezeichnung an der „Einsamen Eiche“ die „Passe“ oder die „Parse“ sein. Aber wenige werden wissen, daß diese „Passwischen“ einmal Grenzland waren und sich die kriegerischen Bischöfe Ludwig von Brandenburg und Dietrich von Havelberg und ihre Nachfolger bis zum Jahre 1372 darum stritten. In diesem Jahre kam eine Einigung zustande, die vom Markgrafen Otto dem Faulen bestätigt wurde. Im Havelberger Kopialbuch ist über den Grenzverlauf eine Notiz aufgenommen, die eindeutig jenen Winkel am Schwarzen Graben, der Einsamen Eiche und der alten Passe-Bahn kennzeichnet: „... van der vrouwenwarde na recht up wente up der parse up den Ryn, van der parse nach recht up iegen den torne to Manker, wente in dat middel des luges“ (von der Frauenwarte nach rechts rauf bis an die „Parse“ auf den Rhin zu, von der „Parse“ rechts rauf in Richtung auf den Kirchturm zu Manker bis in die Mitte des Luchs). — Grenzsteine kannte man damals zumindest im Luch nicht. Auffallende und markante Merkmale in der Landschaft, wie hier der Kirchturm, die Frauenwöhrde oder auch die

„Einsame Eiche“ wurden als Richtpunkte für Grenzen von Hoheitsgebieten angegeben. Aber auch später blieb dieses Gebiet Grenzland zwischen der Grafschaft Ruppin und dem Ländchen Bellin (Fehrbellin). Woraus das Wort „Passe“ oder „Parse“ entnommen ist, wird nur schwerlich zu erklären sein. Ob es sich hierbei um einen „Paß durchs Luch“ oder um eine „Parse, die Teilungslinie einer Grenzstrecke“ handelt, sei dahingestellt. Beides kann zutreffen. Hiermit hängen auch die „rönnwischen“ zusammen, auch sie bedeuten Grenzwiesen. Jenseits des Luchs saßen die von Bredow, die als Raubritter den Quitzows sehr nahe standen, und gegen Männer solchen Schlages mußten Landwehren angelegt und „Rönnebäume“ errichtet werden, um das Vieh bei plötzlichen Überfällen in sicheren Schutz bringen zu können. Die Passe-Bahn, an der „Einsamen Eiche“ beginnend, wird zu ihrem früheren Gebrauch kaum noch zu erkennen sein. Einstmals war sie jedoch die Querverbindung durchs Luch zwischen Manker und Damm und bildete eine Wegeverkürzung der alten Poststraße von Berlin nach Hamburg. Mancher Bauer und Handelsmann wird mit seiner Butter und seinen Eiern in Tragekiepen diesen Weg nach Berlin gefunden haben, um seine Produkte dort abzusetzen.

Am Standort der „Einsamen Eiche“ sollte einstmals auf dem holprigen Luchboden ein Judenfriedhof gelegen haben, auf dem alle aus den umliegenden Gemeinden verstorbenen Juden zur letzten Ruhe beigesetzt wurden. Diese sagenhafte Überlieferung vom „Judenkirchhof“, wie er heute noch genannt wird, scheint jedoch tatsächlich nur eine Sage zu sein. Eher kann man wohl die holprige und sehr unebene Oberfläche auf unterirdische Torfbrände zurückführen.

Doch die Tatsache bleibt bestehen, daß im Jahre 1675 nach dem Einbruch der Schweden in die Mark Brandenburg sich die Luchbauern an der „Einsamen Eiche“ sammelten, um mit Dreschflegeln und Sensen gegen die fremden Eindringlinge zur Selbstverteidigung vorzugehen. Auf ihren roten brandenburgischen Fahnen standen die stolzen Worte: „Wir sind Bauern vom geringen Gut und schützen unsere Heimat mit unserem Blut!“ Während dieser Zeit der Bedrängnis trieb ihr Kurfürst Friedrich Wilhelm Hauspolitik und schlug sich für seine eigenen und für fremde Interessen mit den Franzosen am Rhein herum. Daß die Bauern nicht untätig gewesen sind, haben Funde an Münzen (schwedische und brandenburgische mit der Jahreszahl 1667 und 1671) und Eisenteile im Luch ergeben, die unverkennbar aus den kriegerischen Tagen von Fehrbellin herrühren. Nach der dann für die Brandenburger siegreichen Schlacht bei Fehrbellin waren Schweden ins Rhinluch versprengt. Ihnen setzte eine brandenburgische Streife unter Führung eines Zootzenförsters nach. In einem zeitgemäßen Buch über die Schlacht bei Fehrbellin und das Schwedenlegen heißt es, als die Brandenburger die buschwaldige Sumpfniederung bei der „Einsamen Eiche“ durchquerten: „Das flotte Reiten hat jetzt ein Ende, und bedächtig, Schritt vor

Schritt, muß der schmale Pfad eingehalten werden, der sich kaum sichtbar durchs verräterische Luch windet und von Sandinselchen zu Sandinselchen führt. Braungrün dehnt sich das mörderische Moor weithin, überflockt von einem Meer weißer Wollgrasbüschel, die tagelanger Regen verklebt hat. Verdrossen stehen Störche auf einem Bein herum; Entenketten schnattern



Die neue „Einsame Eiche“ vom Jahre 1948 im Nackeler Luch

unsichtbar, Frösche quaken, und hastig windet sich die Ringelnatter aus dem Bereich der Hufe. Unter jedem Tritt federt der tückische Boden, rechts und links vom Pfad quillt braunes Moorwasser brodelnd auf, Schwärme von Stechmücken hängen sich an Roß und Reiter, regenfeucht dampft das Luch.“ Diese Schilderung dürfte für heute nur teilweise noch zutreffen. Das Luch ist inzwischen trockengelegt und mehrmals entwässert worden, und von der seltenen Vogelwelt trifft man nur noch die Trappe

vereinzelt an, während die früher so zahlreich vertretenen Kraniche sich vollständig von hier zurückgezogen haben. Ein Wagnis ist und bleibt es auch für Unerschrockene heute wie früher, sich hier vom Gewitter überraschen zu lassen.

Wiederholt war auch die „Einsame Eiche“ vom Blitzschlag getroffen und damit zu einem sterbenden Baum geworden. Und dann mit dem Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“ stürzte auch die tausendjährige „Einsame Eiche“ in sich zusammen. Nicht durch Kriegseinwirkungen oder aus Sympathie für das „Tausendjährige“, sondern Altersschwäche, die an Wurzeln und Krone gezehrt hatte, war die Ursache. Doch die Luchbauern wollten nicht auf ihre „Einsame Eiche“ verzichten, sie war ihnen durch all die Jahrhunderte ein Begriff geworden. Und so zog an einem Sonntag im Jahre 1948 eine Schar werktätiger Bauern aus Nackel unter Führung ihres damaligen Bürgermeisters Martin Müller ins Luch und pflanzten an der Stelle der alten eine neue und junge „Einsame Eiche“. Sie soll nun für die weitere Zukunft wieder als Richtweiser dienen und späteren Generationen von der Zeit zeugen, in der die arbeitenden Bauern freie Menschen wurden.

HERMANN GRAEBKE

De Wohlzeddel

De Koopmann Boddermann, de kem eenmol
Völ tiediger, as sūs he ded,
In sien Geschäft. He röp sien Personol
To sich in dat Bureau un säd:
„Wir machen das Geschäft heut zu!
Sie alle können dann in Ruh
Als Wähler Ihre Pflicht erfüllen.
Sie wählen frei, nach eig'nem Willen.
Ob liberal Sie wählen, ob feudal,
Das ist dem Hause Boddermann egal.
Doch bitte ich, nicht zu vergessen,
Wess' Brot Sie, meine Herren, essen!
Ich glaube, daß Sie mich verstehen. —
Sind Sie mit Zetteln nicht versehen,
So will ich Ihnen
Damit gern dienen.“

Nu drängten all de Lüd sich ran:
De Prokurist, de Kassenmann,
Dunn de Verköpers ut den Loden,
De Lüd von'n Logerböhn, de Boden;
Un jedwer kreg in d' Hand gedrückt
Een Blatt, un jedwer dankbor nickt.
Blot Peter, wat de Husknecht wär
Von Boddermann'n sien'n Vadder her,
De seggt: „Ik hew al eenen,
Ik bruk doch wierer keenen.
Sehn S' hier, den hew 'k up d' Strot hüt kregen,
As ik noh d' Post müßt Kisten dregen.“

De Herr bögt sich het näger ran
Un lest — un lärmt dunn Peter an:
„Du läßt Dir anschmier'n solchen Bettel!
Das ist der allerschlecht'ste Zettel,
Der heut zur Wahl wird ausgegeben.
Du wirst auch diesen Zettel nehmen!
Nun steht die Wahl Dir völlig frei.
Mir, Peter, ist es einerlei,
Ob in die Urn' Du steckst den rechten,
Ob in die Urn' Du steckst den schlechten. —
Und nun, Ihr Herren, auf zum Krieg!
Ich freue mich schon auf den Sieg!“

De Kerls, de wäreh hellisch froh,
Dat se künn'n gohn un dat s' den Dag har'n frei;
Se tögen noh ehr Wohlbureau
Un wählten all för Boddermanns Partei.

Den ännern Dag röp Boddermann
Den ollen Husknecht Peter an:
„Na, lieber Peter, sage mal,
Wie war's denn gestern bei der Wahl?“
„O Herr, ik mütt noch öwer lachen,
Wat bi de Wohl passeer'n för Sachen!
Ik har twee Zeddel doch in d' Tasch.
För mi gew ik den rechten,
Un Willem Bolten schmert ik rasch
Den ännern an, den schlechten.““

Ein heimatkundlicher Deichspaziergang von Cumlosen nach Müggendorf

Wir befinden uns heute am alten Brack. Wir stehen auf dem Deich und haben links hinter dem Brack das alte Rauchhaus des Fischers Karl Herr. Davor soll einmal der Roland gestanden haben. Damit ist es auch so'n Ding, aber davon werde ich später einmal erzählen. Rechts von uns führt der Weg vom Elbdeich zum Schwarzholz an der Elbe.

Heute ist ein besonders schöner Tag. Die Sonne meint es gut. Nur ein zartes Lüftchen weht von der Elbe her. Die Pappeln plappern einmal ganz leise. Der Kiebitz macht nur wenig Spektakel. Über der Elbe kreist der Rote Milan, der seinen Horst in der Garbe hat. Mehrere Schiffe, die am Elbhaken vor Anker liegen, leuchten mit ihrem schmucken, sauberen Anstrich zu uns herüber. Am Elbdeich und auf den Elbwiesen blühen in verschwenderischer Pracht die Margeriten und die Glockenblumen. Aus dem Seebusch hört man unermüdlich den Drosselrohrsänger karre-karre-kiet-kiet rufen.

Um 1700 befand sich an dieser Stelle weder eine Erhöhung noch ein Deich, wie es denn zu dieser Zeit auf dem Cumlosener Felde, vom Dorfe nach der Müggendorfer Grenze überhaupt keinen Deich gab. Das Elbwasser trat hier ein und aus, je nachdem es in der Elbe wuchs und fiel. Müggendorf und Wentdorf hatten sich einen Achterdeich zur Abwehr des zu stark einströmenden Wassers gebaut. Diese beiden Ortschaften errichteten den sogenannten Cumlosener Mäschendeich, der Cumlosen großen Schaden zufügte, und als im Jahre 1786 die Silgen-Separation beendet und unser Dorf um 300 Morgen verkürzt wurde, war Cumlosen ein wundes Dorf. Was unsere Bewohner trotz Hand- und Spanndiensten, trotz hoher Abgaben an den Grundherrn geleistet haben, werde ich an anderer Stelle berichten.

Bei Hochwasser wurde der Deich auf dem Wittenberger Felde sofort mehrere Male durchbrochen, und das hier eindringende Wasser, gelenkt von dem Wentdorfer Achterdeich, stürzte dann dem Dorfe Cumlosen zu. Es bahnte sich hier durch Brechung des Deiches hinter dem Dorfe wieder einen Weg in das Elbbett, wodurch jedes Mal Häuser und ganze Hofstellen weggerissen und zu undeichbaren Löchern ausgehöhlt wurden. Diese Bracks.



Foto: Willi Westermann, Cumlosen

Alter Ziehbrunnen bei Cumlosen

finden wir auf unserm Elbspaziergang noch auf beiden Seiten des Elbdeiches. An Stelle des alten Bracks, von dem ich eingangs sprach, soll der ehemalige „Herrschaftliche Zollhof“ gestanden haben, welcher teils durch Wasser, teils durch Treibeis schwer beschädigt wurde und deswegen abgebrochen werden mußte. Nach einer alten Karte zu urteilen, lag er jedoch auf den sogenannten Seggestücken. In einer alten Schrift heißt es: „Der krumme Deich, hier Cumloser Dorfe Westseite, welcher mit seiner Bucht in der Richtung nach Müggendorf zu hinweist nach dem Raum, wo der Herrschaftliche Zollhof gestanden hat.“

Jahrzehnte trennen uns von der Zeit, da zwischen Cumloser und Müggendorfer Grenze der Deich gebaut wurde. Der Mäschedeich ist verschwunden, nur an einigen Erhebungen erkennt man noch die ursprüngliche Lage. Es ist interessant, ihn heute, bei unserem Deichspaziergang, zu verfolgen, denn Müggendorf war, von der Elbe bis zur Elbe, ganz davon eingeschlossen. Wir wollen weiterwandern, doch vorerst werfen wir einen Blick auf unser Schwarzholz rechts der Elbe. Zwischen ihm und dem See lag wahrscheinlich Alt-Cumlosen. Es wurde schon von Christian Friedrich Voß 1751 berichtet: „Kumlosen, soll ein Stätlein gewesen sein, dessen Einwohner aber wegen vielfältigen einbruchs der Elbe genöthigt worden es abzubauen, und an dem orte, wo ietzo das Dorf stehet, ihre wohnungen aufzurichten, alwo sie dennoch auch zu zeiten nicht genügsame sicherheit haben.“

Auch von Opalinsky 1906 wird berichtet: „Cumlosen an der Elbe soll in früheren Zeiten ein Städtchen mit einem Roland gewesen sein, welches jedoch durch Deichbrüche und Überschwemmungen zerstört und dann in weiterer Entfernung von der gefahrdrohenden Elbe auf einem höhergelegenen Terrain seitens der Bewohner wieder aufgebaut wurde. Cumlosen muß ein uralter Ort sein, wenigstens der ehemals an der Elbe gelegene Ort, vor seiner Verlegung. Schon seit Jahren werden an dieser Stelle riesige schwarze Baumstämme ausgebagert.“ Schon Bekmann 1751 schreibt vom bituminösen Holz bei Cumlosen.

Bei ihm lesen wir unter anderem: „Es kann auch sein, daß weil die Elbe von dem jenseit dieser gegend ihren lauf gehalten, an dem orte, da sie jetzo fleußt, nicht allein land gewesen, sondern auch ein Dorf gestanden, und ein Knütteldam allda gelegen habe; weil längsthin, wo dieses Holz hervorsiehet, springe unter dem sande aus schwarzer erde hervordringen; dieses alles aber endlich durch den wind mit sande bedekket; das dorf auch, weil der eine arm der Elbe sich hierher gewandt, endlich von den Einwohnern verlassen worden . . .“

Fortsetzung folgt

Das Heft enthält:

	Seite
Mitteilung der Redaktionskommission	161
Wir stellen Abgeordnete vor	162
Heinz-Dieter Spent: Haus der Jungen Pioniere Perleberg	164
Kurt Kühn: Vom billigen Wohnungsbau in Hohenofen im Jahre 1800	166
H. Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge	167
Will Anders: Die Franzosen in Kyritz	172
Holzhüter: Kindergarten Gerdshagen	174
Walter Bredthauer: Gedanken zum Schulneubau Berge	175
Ulrich Komm: Auf neuen Fährten	178
Hermann Steinmetzer: Unsere Heimatstube erzählt vom Leben unserer Vorfahren	182
E. R. Müller: Die „Einsame Eiche“ im Nackeler Luch	184
Hermann Graebke: De Wohlzeddel (Gedicht)	188
Willi Westermann: Ein heimatkundlicher Deichspaziergang von Cumlosen nach Müggendorf	190

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Str. 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

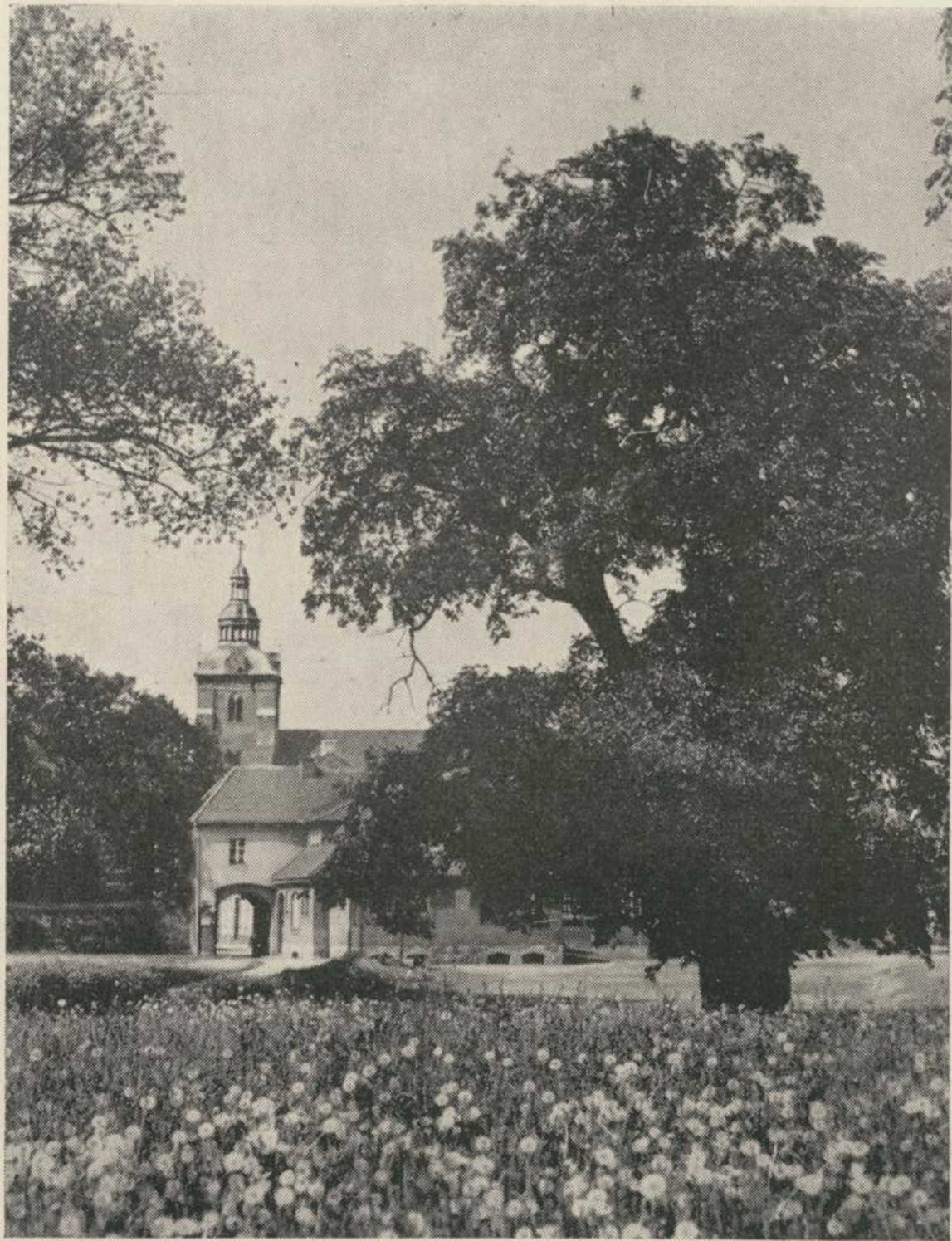
Titelbild: Der Dom zu Havelberg

Juniheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 307-57 - 6690



Amtstor mit Marienkirche in Wittstock